

An impressionistic landscape painting in oil. The scene depicts a coastal or lakeside view. On the left, a large, leafy tree with green and yellow foliage stands prominently. The middle ground features a body of water, possibly a lake or a wide river, with a small boat visible in the distance. The background shows rolling hills or mountains under a sky with soft, blended colors of blue, white, and pink, suggesting a sunset or sunrise. The overall style is characterized by visible brushstrokes and a rich, textured palette.

25 LETZTE SOMMER

STEPHAN
SCHÄFER

Stephan Schäfer
25 letzte Sommer

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:

www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- Druckfarben auf pflanzlicher Basis
- ullstein.de/nachhaltigkeit

Seite 25/26: Das Gedicht »Augenblicke« wird dem Schriftsteller Jorge Luis Borges zugeordnet



Ungekürzte Ausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Mai 2025

© Ullstein Buchverlage GmbH, Friedrichstr. 126,
10117 Berlin 2024 / park x Ullstein

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an
produktsicherheit@ullstein.de.

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München, nach einer
Vorlage von Favoritbüro, München

Titelabbildung: © Kozh / Shutterstock

Gesetzt aus der Stempel Garamond

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-548-07047-6

Für Andrea, Leonard und Ada

I.

5:12 Uhr. Jeden Morgen erwachte ich um die gleiche Zeit. Das ging jetzt schon seit Monaten so. Egal, welcher Wochentag. Egal, wie spät ich ins Bett ging oder welchen Gute-Nacht-Tee ich trank. So war es auch an diesem Samstag im Juni. Ich war allein aufs Land gefahren – meine Frau besuchte einen Lehrgang und unsere Kinder waren mit Freunden unterwegs. Normalerweise verbrachten wir die Wochenenden gemeinsam in dem kleinen Haus auf dem Land: knapp eine Stunde Fahrt, wunderschön gelegen, mit einer großen Linde im Garten und einem alten Gewächshaus, in dem wir mehr schlecht als recht Tomaten, Möhren, Zucchini und Kürbis anpflanzten. Die Beeren sammelten wir am Zaun zu unseren Nachbarn und kochten sie zu Marmelade ein. Eine selbst gebaute Holzschaukel hing etwas schräg an einem Ast, hohe Gräser und

verstreute Wiesenblumen wuchsen, wie es ihnen gefiel. Eher Wildnis als Bundesgartenschau.

Wir alle liebten die Mischung aus Stadt und Land, den Wechsel aus Lebendigkeit und Ruhe. Wir vier waren uns einig: Das sollte der Rhythmus unseres Lebens sein. Das Fundament unserer Familie. Unser Zufluchtsort, unser großes Glück zur Miete.

Und trotzdem war meine Balance irgendwie aus dem Takt geraten. Ich hatte mir das Privileg erarbeitet, mich wochenends in die Natur flüchten zu können – doch auch hier, so wie heute, fand ich keine Ruhe. Ich fand sie selten, meist nur in wenigen Momenten, denn in meinem Kopf war es so gut wie nie still, die Arbeit stets unsichtbar mit im Gepäck. Früher verträdelte ich mit Freude ganze Tage, hielt Nichtstun für eine Tugend – mit jedem Berufsjahr und jedem neuen Smartphone wurde ich jedoch immer erreichbarer und überall verfügbar.

So wie mir ging es vielen in meinem Umfeld. Freunde erzählten, wie sie nachts halbe Romane lasen, weil sie von ihren Gedanken wachgehalten im Bett lagen. Andere blieben gleich halbe Nächte auf, schrieben Mails weit nach Mitternacht oder trieben Sport im Morgengrauen, ver-

suchten, sich mit Bewegung vom Ballast des Alltags zu befreien.

Ich entschied mich an diesem Samstagmorgen für Variante drei, zog meine Laufschuhe an und lief in aller Herrgottsfrühe los. Da ich beruflich täglich zehn bis zwölf, oft mehr Stunden im Büro oder auf Reisen verbrachte, bei klimatisierter Luft, vor dem Computer oder in Zügen sitzend, den Kopf voller Probleme, die es zu lösen galt, erhoffte ich mir Entschleunigung, frische Luft, inneren Ausgleich. Ich erinnere mich noch genau, wie klar und still der Morgen war. Wie ich versuchte, die aufgehende Sonne bewusst wahrzunehmen. Das, was mich hier an Schönheit umgab, zu genießen, wirklich dort zu sein, nicht nur physisch.

Es war doch alles da: der frühmorgendliche Tau auf den grünen Wiesen, der Gesang einer Amsel, der weiche Boden des Waldes unter meinen Füßen. Aber da war auch diese gläserne Wand zwischen mir und der Welt.

Und so kam ich mit jedem Schritt nicht der Natur, dem ersehnten Gefühl von Leichtigkeit, sondern meinem gedanklichen Schreibtisch näher. Und der war wieder einmal übertoll: die Konferenz am nächsten Dienstag, die Diskussion

vom gestrigen Freitag, wem musste ich gleich nach dem Frühstück noch eine Mail schreiben und wem noch mal hinterhertelefonieren. Ganz zu schweigen von dem Geburtstagsgeschenk für meine Tante, das es erst zu überlegen und dann auch noch zu kaufen galt.

Irgendwas war immer. Abarbeiten statt leben.

Ich konnte dreißig Minuten unterwegs sein, ohne mich daran zu erinnern, ob mir irgendjemand begegnet oder wo genau ich abgebogen war. Eines war jedoch klar, und das fühlte sich beengend und belastend an: Irgendwo im Leben hatte ich die falsche Abzweigung genommen, den inneren Kompass verloren. Bis vor ein paar Jahren hatte ich mich noch fröhlich und frei gefühlt, hatte die Dinge, die ich tat, ob privat oder beruflich, geliebt. Doch über die Jahre hatte ich immer mehr Pflichten gegen immer weniger Freiheit eingetauscht. Nicht bewusst, eher schleichend. Ich war einer dieser Optimierer geworden, die Arbeit, Anerkennung und Geldverdienen in den Mittelpunkt ihres Lebens gestellt hatten. Streng zu sich selbst, selten zufrieden, entschlossen statt entspannt. Getrieben von Abgabeterminen, von den Erwartungen anderer und den eigenen. Ich wollte nicht das, was ich hatte, sondern das, was

ich nicht hatte. So war ich an diesem Morgen nicht der frühe Vogel, der fröhlich den Wurm fängt, sondern der erschöpfte Spatz, der gefangen im Käfig sitzt und grübelt. Das fühlte sich weder richtig noch gut an. Und so gar nicht nach dem Menschen, der ich eigentlich war. Geschweige denn sein wollte.

Während ich ziel- und haltlos durch den Wald trabte, dachte ich an etwas, das ich ein paar Tage zuvor gelesen hatte: Wenn einem alles zu viel wird, kreisen die Gedanken im Gehirn immer in den gleichen Bahnen. Und die müssen durchbrochen werden. Deswegen solle man unbedingt immer mal wieder etwas Ungewohntes tun. Ich überlegte kurz, was das sein könnte. Spontan fiel mir der beschauliche See ein, der zwischen dem Wald und unserem Haus lag. Normalerweise lief ich immer an ihm vorbei. Auf die Idee, frühmorgens schwimmen zu gehen, kam ich nie. Keine Badehose, kein Handtuch, das Wasser zu kalt. Das könnte doch ein kleines Abenteuer im Alltag sein, überlegte ich. Und erinnerte mich, was ich als Kind im Freibad getan hatte, wenn ich nichts mehr sehen, hören, fühlen wollte: Ich hatte mich kerzengerade unter Wasser gleiten lassen, die Welt dumpf und verschwommen um mich

herum und mit jedem Zentimeter ein Stückchen weiter weg. Wenn ich die Luft nicht länger anhalten konnte, ließ ich ein paar Blasen aufsteigen und schwamm zurück zur Wasseroberfläche.

Einfach abtauchen.

Der Gedanke war verlockend.

Ich nahm Kurs Richtung See.

2.

Ein schmaler Trampelpfad führte mich direkt hinunter zum Ufer. Das Wasser war die Ruhe selbst, die Äste einer Erle schliefen noch im Schilf, ich stoppte an einer selbst gebauten Holzbank. Ein Brett, zwei Baumstümpfe. Fertig. Was für ein friedlicher, schöner Ort. Die Sprache der Natur braucht keinen Übersetzer, keinen Beipackzettel. Tief einatmen, langsam wieder ausatmen.

Ich dachte gerade, dass Bullerbü definitiv besser ist als Büro, als mich ein Knacken aufschreckte. Ich fuhr herum. Aus dem Gebüsch, wohl gerade dem See entstiegen, kam ein nasser, aber vor allem nackter Mann auf mich zu. Groß, schlank, aufrechter Körperbau, rötliche Nase, dichtes, graues Haar, ein liebevolles Lächeln zu frechen Augen, vielleicht Mitte sechzig. »Na, auch aus dem Bett gefallen?«, fragte er mit feuchtem Gesicht.

»Nein, eher aus dem Leben«, tropfte es aus mir heraus. Meine spontane Antwort ist mir bis heute ein Rätsel. Wildfremden Menschen im Unterholz mein Herz auszuschütten, gehörte bislang nicht zu meinen Kernkompetenzen. Was ich sonst vor mir und anderen Menschen so sorgsam verbarg, offenbarte sich plötzlich, hier in diesem Moment, unverstellt und ohne Schutzschild.

Für mein Gegenüber schien es eine Einladung zu sein. »Ich bin Karl«, sagte er, ging zu seinem Fahrrad, das an einem Baum lehnte, nahm sein Handtuch vom Gepäckträger und trocknete sich ab. »Wir sind uns noch nie begegnet, oder?«, fragte er mich.

»Nein, ich glaube nicht«, antwortete ich ihm.

»Schön, dich kennenzulernen«, sagte Karl.

Ich erinnere mich noch bis heute, wie warmherzig ich seine Stimme, wie zugewandt ich seinen Blick und wie offen und einladend ich seine Art empfand. Und wie erstaunt ich darüber war, dass unser Gespräch nicht einfach endete.

Karl fragte interessiert weiter, wo jeder andere spätestens jetzt noch ein »schönes Wochenende« gewünscht hätte und dann kommentarlos

davongeradelt wäre. »Wie kommt es, dass du hier noch nie gebadet hast? Das Wasser ist so klar, so erfrischend, so wohltuend. Ich mache jeden Tag 223 Züge. Von Ostern bis November.«

»Gute Frage. So genau kann ich dir das gar nicht sagen«, antwortete ich ihm und war tatsächlich etwas ratlos. »Vielleicht hat sich die Gelegenheit einfach noch nicht ergeben?«

Karl freute sich: »Tja, dann würde ich sagen: Ab mit dir ins Wasser! Kannst mein Handtuch haben.«

Einfach abtauchen.

Ich zögerte kurz, dann zog ich mich aus und ging hinunter zur Einstiegsstelle. Vorsichtig setzte ich auf Zehenspitzen einen Schritt vor den anderen, der Uferrand war rutschig, ich hielt mich an einem Strauch fest, eine bläulich schimmernde Libelle als fliegende Bademeisterin über mir. Karl hatte recht, das Wasser war weich und klar. Ich ließ mich langsam hineingleiten, schwamm ein paar erste Züge. Es fühlte sich so gut an, so einfach. Die Frische des Sees, dieses Gefühl, sich mit jeder Armbewegung ein wenig mehr zu entfernen von dem, was auf mir lastete. All das durfte für diesen Moment an Land bleiben.

Es war das Befreiendste, was ich seit langer Zeit für mich getan hatte. Ein Schwarm kleiner Fische floh vor mir ins Schilf.

Ich holte tief Luft und tauchte unter.

Als ich wieder zum Ufer kam, hätte ich mich am liebsten geschüttelt wie ein nasser Hund. Karl reichte mir unaufgefordert sein Handtuch und sagte nur ein Wort: »Und?« Er kannte die Antwort.

»Herrlich!«, schoss es aus mir heraus. Gemeinsam sahen wir bewundernd auf das Wasser. Ein Ort der Klarheit und des Lichts. Wie eine Liebeserklärung an das Leben. Der See als Seelsorger. »Ich frage mich, warum ich das nicht schon viel früher gemacht hab.«

Karl sah mich nachdenklich an, dann sagte er zu mir: »Manchmal verliert man wohl aus den Augen, was einem guttut. Aber eins weiß ich genau: Die erste Tasse Kaffee nach dem Baden ist die schönste des Tages. Ich lade dich herzlich ein. Mein Hof ist gleich hier um die Ecke.«

Da stand ich nun, an einem Samstag im Sommer, eingeladen von einem mir bis dahin unbekannten Menschen. Es hätte tausend gute Gründe gegeben, freundlich abzusagen. Die Mail,

die ich nach dem Frühstück schreiben musste, die Einkäufe, die noch zu erledigen waren, die Tatsache, dass ich diesen Mann ja gar nicht kannte. Aber meine Antwort war eine andere. Sie kam ohne jeden Zweifel. Ich sagte einfach zu. »Okay, gern. Gib mir doch deine Adresse. Ich laufe kurz nach Hause und ziehe mich um.«

Gemeinsam gingen wir zurück Richtung Straße, als Karl plötzlich umdrehte. Er bückte sich, hob ein paar Stöckchen und Steine vom Boden auf und legte daraus ein lachendes Gesicht auf die Holzbank. So wie es sonst nur Kinder tun. »Falls noch jemand kommt, soll er so einen schönen Start in den Tag haben wie wir«, sagte er.

